

Psychoanalytische Bemerkungen zu Franz Kafka*

Übersicht: Die Autorin untersucht den Einfluß typischer Traumata auf die Entwicklung von Kafkas Begabung. Am Beginn seiner neurotischen Entwicklung standen offenbar der frühe Tod seiner beiden Brüder und die darauf folgende depressive Abkehr der Mutter. Angst und Einsamkeitsgefühle, innere Leere und sadomasochistische Phantasien begleiteten Kafka sein Leben lang. Seine Versuche, dauerhafte Beziehungen zu Frauen einzugehen, mußten scheitern, sofern sie der utopischen Suche nach einer alles verstehenden, bewundernden und schützenden Mutter galten. Einzig im Schreiben, in der literarischen Gestaltung seiner Ängste und Wünsche, in der Herstellung einer Kommunikation mit potentiellen Lesern, fand Kafka Erleichterung und Befriedigung.

Viele Leser Franz Kafkas haben seine Texte als eigenartig „entrückt“ empfunden, als Beschreibung einer Welt, die zugleich genau dargestellt ist und seltsam fern bleibt. Wäre Kafka nicht ein so außergewöhnlich befähigter Schriftsteller, würde er nicht Bilder und Beschreibungsweisen für Vorgänge finden, die viele dunkel in sich selber spüren, würde man wahrscheinlich vor seinen Texten mit ihren Schilderungen von Grausamkeit, Qual und Verlassenheit zurückschrecken.

Es ist viel über Kafka geforscht und geschrieben worden, provoziert durch den Widerspruch zwischen der Sanftheit der Person und der Ausschweifung in grausame Phantasien. Die Überlegungen, die ich heute vortrage, sollen helfen, diese Rätselhaftigkeit zu verstehen. Sie beanspruchen gewiß nicht, definitive Einsichten zu vermitteln. Es kann sich nicht um mehr handeln als um eine Reflexion darüber, inwiefern individuelle und kollektiv typische Traumata auf den Lebenslauf Kafkas und die Entwicklung seiner Begabung Einfluß genommen haben. Ich habe mich in diesem Beitrag vorwiegend mit seiner Biographie befaßt. Seine Briefe und Tagebücher, aber auch seine literarischen Texte wurden vor allem dazu herangezogen, um seine Konflikte und psychischen Erlebnisweisen besser verstehen zu lernen. Natürlich repräsentieren solche Versuche immer auch die Umwandlung von Texten durch einen Leser; seine subjektive Weise, sie auszuwählen, sich einzuverleiben, sie zu verstehen und zu deuten,

* Bei der Redaktion eingegangen am 30. 7. 1976.

kommt in ihnen zur Geltung. Jede Art der verstehenden Aneignung von Texten, ob es sich nun um literarische oder um psychoanalytische Fall-darstellungen handelt, sind unweigerlich den spezifischen Abwehrhaltungen des Analytikers oder Kritikers, seinen Erwartungen und Phantasien unterworfen. Je mehr er anerkennt und zu reflektieren bereit ist, daß es letztlich keine objektive Kritik, ja, keine volle psychophysische Realität ohne ihre subjektive Wahrnehmung oder Verarbeitung gibt, um so weniger wird er ein Opfer der Pseudosachlichkeit oder der Rationalisierungen werden.

Die Deutungsmethode, die ich anwende, ist an Erkenntnissen aus der psychoanalytischen Praxis und aus der Direktbeobachtung von Kindern und Jugendlichen orientiert. Manche werden mein Verfahren als unzulässig ablehnen, da dem deutenden Analytiker bei der Interpretation literarischer Texte und biographischer Informationen die Übertragung des Analysanden nicht zur Verfügung steht, die ihm sonst als Wegweiser und Korrektiv dient.

Es ist klar: Literarische Textinterpretationen, d. h. die Herausarbeitung der unbewußten und symbolischen Bedeutungen dieser Texte lassen sich nur in begrenztem Umfang mit der klinisch-psychoanalytischen Deutungsarbeit vergleichen. Denn in den Behandlungssituationen werden die Interpretationen des vom Analysanden gelieferten Textes durch den Tonfall, die Stimmung, die Körperhaltung etc., die ihn begleitet, wie auch durch die Gefühle und Assoziationen, die er im Analytiker auslöst, in einer für die Psychoanalyse charakteristischen Weise bestimmt. Übertragung des Analysanden und Gegenübertragung des Analytikers schärfen die Wahrnehmung für die unbewußten Bedeutungen des klinisch-analytischen „Textes“. Trotz der unvermeidlichen Wiederholung grundlegender Konflikte und Abwehrhaltungen, wie sie uns dieser Text vermittelt, ist er durch die Interpretation des Analytikers und der davon beeinflussten Beziehung des Analysanden zu sich selbst und zum Analytiker einer ständigen Wandlung unterworfen. Durch die den analytischen Prozeß bestimmenden psychischen Interaktionen zwischen den analytischen Partnern entstehen Dimensionen der Einfühlung und des Verstehens, die bei der Interpretation literarischer Texte oder biographischer Informationen nicht zur Verfügung stehen. Nicht ganz zu Unrecht hat man uns deswegen oft die Frage gestellt, weshalb wir uns dann gestatten, unser Wissen aus der klinischen Analyse auf andersartige Gebiete auszudehnen. Wir können als Antwort darauf nur auf die Fruchtbarkeit vieler bisheriger Anwendungen der psychoanalytischen Erkenntnisse verweisen, wie sie sich seit Freud gezeigt hat. Die einfühlende und in spezifischer Weise

um das Verstehen von unbewußten Bedeutungen ringende Auseinandersetzung des Analytikers mit manchen komplizierten und verschlüsselten Texten literarischer oder biographischer Art von besonders ausdrucksfähigen und meist hochempfindsamen Persönlichkeiten erweitert das Wissen vieler von der individuell psychischen Verarbeitung privater wie kollektiver Geschehnisse.

Diese Möglichkeit, die auch das Selbstverständnis des Analytikers berührt, ist es, die meines Erachtens den Hauptreiz für den Analytiker darstellt, ständig von neuem solche seine klinischen Grenzen übertretenden Anwendungen seines Wissens vorzunehmen.

*

Thomas Mann sagte über Franz Kafka: „Er war ein Träumer, und seine Dichtungen sind oft ganz und gar im Charakter des Traumes konzipiert und gestaltet; sie ahmen die alogische und beklommene Narretei der Träume, dieser wunderlichen Schattenspiele des Lebens, zum Lachen genau nach“ (zit. nach K. Wagenbach, 1964, S. 144). Es ist wahr, Kafkas Dichtungen sind alogisch und zeitlos wie Träume, wenn sie auch eher an Alpträume erinnern. Die nüchterne Klarheit, Knappheit und realistische Präzision seiner Schilderungsweise steht im Gegensatz zu den ungewöhnlichen, phantastischen, beklemmenden, grausam-qualvollen, oft unverständlichen Inhalten seiner Erzählungen. Sonst unbewußt bleibende, untergründige Denk- und Erlebnisweisen werden so genau beschrieben, daß im Leser — über alle scheinbare Absurdität des Dargestellten hinweg — die gleichen Gefühle beklemmender Wirklichkeit erweckt werden, wie sie uns nachts beim Träumen heimsuchen oder auch den halluzinatorischen Phantasien von Kindern und Psychotikern eigen sind. Nur mit Lachen haben diese Dichtungen, trotz des Humors und der Ironie, deren Kafka gelegentlich fähig war, wenig zu tun. Der Wiener Dichter Otto Stoeßl schrieb Kafka zu seiner „Betrachtung“: „Ein nach innen gerichteter Humor. Ein Humor der guten eigenen Verfassung“ (Kafka, 1970, S. 279; 31. 1. 1913). Dazu Kafka an Felice Bauer: „Er schrieb auch über mein Buch ‚Betrachtung‘, aber mit so vollständigem Mißverständnis, daß ich einen Augenblick geglaubt habe, mein Buch sei wirklich gut, da es selbst bei einem so einsichtigen ... Mann wie Stoeßl solche Mißverständnisse erzeugen kann ...“ (a. a. O., S. 278). Kafka war ein Autobiograph wie Rilke, D. H. Lawrence und viele andere, wenn auch auf anderer Ebene der Wiedergabe des Erlebten.

Seine Erzählung „Die Verwandlung“ bezeichnete er als eine Indiskretion¹. Mit Hilfe des Schreibens versuchte er, seine inneren Reaktionen, die psychische Verarbeitung von Erlebnissen bildhaft darzustellen und der aus dem Unbewußten auftauchenden Ängste, Phantasien und Erinnerungen habhaft zu werden. Er hatte offenbar die Fähigkeit — mit Hilfe der projektiven Identifikationen —, sich in die Figuren seiner Werke zu verwandeln und dadurch seine Nöte, sein Leiden und Entsetzen, aber auch seine Gleichgültigkeit, seine Kälte und seinen Haß viel zutreffender auszudrücken, als es ihm in seiner realen Person und Gestalt, in seinen realen Objektbeziehungen je möglich gewesen wäre.

Schreiben war ihm „das Wichtigste auf Erden, wie einem Irrsinnigen sein Wahn“. An anderer Stelle nannte er es eine Form des Gebets (1966 a, S. 348). Schließlich konnten aber alle dichterischen Selbstheilungsversuche die Entwicklung seiner Lungen- und Kehlkopftuberkulose und damit seinen frühen Tod nicht verhindern. Zu dem Ausbruch seiner Lungentuberkulose bemerkte er: „So geht es nicht weiter, hat das Gehirn gesagt, und nach 5 Jahren (der Verlobung mit F. B.) hat sich die Lunge bereit erklärt zu helfen“ (an Brod, Sept. 1917; 1958, S. 161).

Ein Überblick über Kafkas Leben — insbesondere seine Kindheit — soll dazu verhelfen, einen Zugang zu seinen seelischen Strukturen, seinen oft so rätselhaften Verhaltensweisen zu verschaffen. Ich stütze mich dabei vor allem auf die sorgfältig zusammengestellte Biographie der Jugend Kafkas von Klaus Wagenbach, die distanzierter und vollständiger ist als diejenige von Max Brod. Kafka selbst war die Bedeutung der Kindheit und Jugend für seine spätere Entwicklung bewußt. Sein „Brief an den Vater“ (1966 a, S. 162—233; Nov. 1919) ist der bedeutendste seiner direkten autobiographischen Versuche, dessen „advokatorische Kniffe“ er allerdings selber in einem Brief an Milena kritisiert hat. Seine sadomasochistische Beziehung zum Vater, die sich mit großem, leicht zu verletzendem Stolz verband, seine Neigung, eigene Bedürfnisse auf den Vater zu projizieren, kommen darin klar zum Ausdruck. In dem Brief gewinnt man dennoch den Eindruck, daß dieser Vater

¹ Die Erzählungen „Der Heizer“, „Das Urteil“ und „Die Verwandlung“ sollten ursprünglich in einem Band zusammengefaßt werden und den Titel „Die Söhne“ erhalten. Später wollte er „Urteil“, „Verwandlung“ und „Strafkolonie“ unter dem Titel „Strafen“ zusammenstellen. Man gewinnt den Eindruck, daß mit seinem Strafbedürfnis nach der Lösung der ersten Verlobung mit Felice Bauer seine Produktivität zunimmt. Bald danach, im August 1914, beginnt er die Niederschrift des Romans „Der Prozeß“, im Oktober 1914 entstand unter anderem „In der Strafkolonie“. Erst mit den erneuten Heiratsversuchen entstand wieder die produktionslähmende Art seiner Selbstdestruktion, die jahrelange Folter des „schrecklichen Doppellebens, aus dem es wahrscheinlich nur den Irrsinn als Ausweg gibt“ (K. Wagenbach, 1958, S. 151).

diesem Sohn in keiner Weise gewachsen war. Auf die massiven und brutalen Herabsetzungen durch den Vater antwortete Kafka mit einer subtilen treffsicheren Gegenanklage, die einem symbolischen Vatermord gleichkommt. Nur indem er sich zugleich zum Erniedrigten und Beleidigten und zum Hilf- und Wertlosen machte, konnte Kafka sich solche aggressiven Triebbefriedigungen gestatten. Faktisch scheinen ihn beide Eltern auf ihre Weise sehr geliebt zu haben. Seine Mutter schrieb in einem Brief an Felice, in dem sie ihre großen Sorgen um seine gesundheitszerstörende Lebensweise beschreibt: „. . . so, wie ich meinen Sohn liebe, kann ich Ihnen nicht schildern . . .“² K.'s Ambivalenz auch seiner Mutter gegenüber wird ihm viele Schuldgefühle bereitet haben. Seine heftigen aggressiven Unterströmungen, die sich mit passiv femininen Liebesbedürfnissen und Schuldgefühlen mischten, haben sicher dazu beigetragen, daß es ihm nicht gelang, sich von der kindlichen Abhängigkeit an sein Elternhaus zu lösen. Noch wenige Jahre vor seinem Tod schreibt er an Max Brod, daß er umherirre wie ein Kind in den Wäldern des Mannesalters (1958, S. 313).

Kafka wurde am 3. 7. 1883 in Prag geboren. Sein Vater, Hermann Kafka, besaß seit 1882 eine Galanteriewarenhandlung. Er stammte aus dem tschechisch-jüdischen Provinzproletariat. Hermann Kafkas Vater war Fleischhauer; seine Familie lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen und mußte oft Not leiden. Kafkas Mutter, Julie Löwy, eine Brauerstochter, kam aus wohlhabendem und gebildetem deutsch-jüdischen Provinzbürgertum. Franz Kafka wurde an der Grenze zwischen dem armseligen jüdischen Ghetto Prags und dem reicheren bürgerlich-jüdischen Stadtteil geboren, in dem die Mutter vor ihrer Eheschließung gelebt hatte. Sein Vater sprach von Haus aus tschechisch, ließ aber seine Kinder später in deutsche Schulen gehen, da zur damaligen Zeit die Zugehörigkeit zu der kleinen deutschen Oberschicht größere Aufstiegschancen bot. Der Aufstieg in die gehobene bürgerliche Schicht stand für Hermann Kafka, der in seiner Kindheit so viele Erniedrigungen erlebt hatte, im Mittelpunkt seiner Aspirationen.

Franz war das älteste von sechs Kindern. Nach ihm wurden zwei Brüder (Georg und Heinrich) geboren, die aber schon im Alter von 1½ bzw. 6 Monaten starben. Geburt und Tod dieser beiden Brüder erlebte Kafka zwischen seinem 2. und 5. Lebensjahr. Für seine Mutter muß der Tod

² Brief der Mutter K.'s an F. B. vom 16. 11. 1912 (Kafka, 1970, S. 99 f.): „. . . gewöhnlich liebt eine jede Mutter ihre Kinder, aber so, wie ich meinen Sohn liebe, kann ich Ihnen nicht schildern . . . denn kein Wunsch wurde ihm von seinen Eltern je versagt. Er studierte, zu was er Lust hatte . . . Er schläft und ißt so wenig, daß er seine Gesundheit untergräbt, und ich fürchte, daß er erst zur Einsicht kommt, wenn es . . . zu spät ist.“

dieser beiden Brüder eine besondere seelische Belastung gewesen sein, denn sie selbst war früh traumatischen Verlusterlebnissen ausgesetzt gewesen. Sie hatte im Alter von drei Jahren ihre Mutter durch Typhus und mit vier Jahren ihre Großmutter durch Selbstmord verloren. Eine Trauerarbeit, die schließlich zur Heilung der seelischen Wunde führt, die der Tod der nächsten Beziehungspersonen hinterläßt, vermag ein Kind in diesem Alter noch nicht zu leisten. Untergründig bildet sich nach solchen Verlusten — so haben es Untersuchungen von Martha Wolfenstein (1966) ergeben — oft die kindliche Vorstellung: wenn ich nur so lieb und brav bin, wie meine Eltern es von mir erwarten, werden sie wieder zu mir zurückkommen. Als zweitältestes Kind und einziges Mädchen neben fünf Brüdern hatte Kafkas Mutter frühzeitig Mutterpflichten übernehmen müssen. Der unbewußte psychische Zwang, lieb sein zu müssen, um die verstorbene Mutter zur Rückkehr zu bewegen, hat sich durch diese Konstellation wahrscheinlich noch verstärkt. Man kann annehmen, daß dies *einer* der Gründe dafür gewesen ist, daß sie sich später der tyrannischen Liebesansprüche ihres Ehemannes kaum erwehren konnte. Da Hermann Kafka seine Frau total für sich beanspruchte, wird er ihr nach dem Verlust der beiden Söhne kaum eine angemessene Trauerarbeit, einen zeitweiligen Rückzug auf sich selbst und ihren Kummer, ermöglicht haben.

Die Wirkung, die der frühe Tod seiner Brüder und die wahrscheinlich emotional abwehrende, untergründig aber depressive Reaktion der Mutter auf Franz gehabt haben muß, ist m. E. bisher nicht genügend berücksichtigt worden. Ich sehe darin den Beginn seiner späteren psychischen Störung, seiner Trennungängste, Kontaktstörungen, Todessehnsüchte und Selbstentfremdung. Die Mutter litt, wie wir ihrem Brief an Felice entnehmen konnten, sehr unter der gesundheitszerstörenden Lebensweise ihres Sohnes. Sie hing besonders an diesem einzigen ihr verbliebenen Sohn. Berücksichtigt man ihre Lebensgeschichte, so muß man annehmen, daß der Raubbau, den Kafka mit seiner Gesundheit trieb, in ihr nicht nur Sorge, sondern untergründig auch schwere Angst- und Schuldgefühle erweckte. Möglicherweise wollte Kafka damit unbewußt erreichen, daß sie sich um ihn nicht weniger Sorgen und Kummer machen sollte als um die verstorbenen Brüder.

Mit sechs Jahren wurde Kafka eingeschult; im gleichen Jahr wurde seine Schwester Elli, geboren, ein Jahr darauf eine weitere Schwester, Valli, und nach weiteren zwei Jahren seine spätere Lieblingsschwester Ottla. Die ersten Lebensjahre Kafkas, in denen er der erdrückenden Vitalität des Vaters ausgesetzt war, die Krankheit und den Tod zweier Brüder hin-

nehmen mußte und gleichzeitig eine Mutter besaß, die sich, wie wir annehmen, auf Grund ihrer frühkindlichen Traumatisierung der gesellschaftlichen Norm völlig unterwarf, sich der Tyrannei ihres Mannes untertänig fügte, müssen für Kafka von traumatischer Bedeutung gewesen sein. Er selber beschreibt sich als jemanden, „dessen Erziehung im Grunde genommen sich vollständig im einsamen, überkalten oder überheißen Knabenbett vollzogen hat“ (an O. Baum; 1958, S. 313).

Zu dieser inneren Beunruhigung gesellten sich äußere: Die nach Prag übergesiedelten Eltern Kafkas waren in seinen ersten Lebensjahren ständig auf der Suche nach einer geeigneten Wohnung und einem geeigneten Geschäftslokal, das den Etappen ihres langsamen sozialen Aufstiegs entsprechen sollte. Sie wechselten in sieben Jahren mindestens viermal die Wohnung.

Franz wurde — seiner Erinnerung nach — im wesentlichen von einer Köchin, einer Haushälterin und später von einer Gouvernante erzogen; seine Mutter half tagsüber dem Vater im Geschäft, abends kam sie spät nach Hause, so daß er sie tagelang kaum zu Gesicht bekam.

Er schildert sie als „grenzenlos gut“, spricht ihr aber gleichwohl die Rolle eines „Treibers in der Jagd“, die vom Vater ausging, zu (Brief an den Vater; 1966, S. 182). Was wohl heißen soll, daß sie schwach war und trotz aller Hilfsbereitschaft und Liebe ihn weder wirksam verteidigen konnte, noch emotional — seinen besonderen Bedürfnissen entsprechend — auf ihn einzugehen vermochte. Daß sie versuchte, ihn, wie später auch die Schwester, vor dem jähzornigen Vater zu schützen, wird von vielen bestätigt. Dennoch stand offensichtlich die Beziehung zu ihrem Mann, die Besänftigung seiner stets zu befürchtenden Erregungszustände im Mittelpunkt ihrer Interessen und Bemühungen.

Obwohl es in der Schule wenig reale Lernschwierigkeiten für ihn gab, litt Kafka subjektiv unter dem Gefühl, man könne jederzeit seine grenzenlose Unfähigkeit erkennen und werde ihn von der Schule weisen. Mit dem Schreiben begann er schon in den ersten Gymnasialjahren (etwa 1897/98). Damit stieß er beim Vater nur auf Ablehnung oder Gleichgültigkeit, und auch bei den meisten anderen Familienmitgliedern (außer gelegentlich bei den Schwestern) fand er wenig Verständnis. Seine Mutter hielt es, wie ihr rührender Brief an F. B. bezeugt, für einen Zeitvertreib. Er ließ dennoch vom Schreiben nicht ab — beinahe der einzigen Tätigkeit, die ihm so etwas wie Befriedigung und Glück vermittelte.

Gefühle der Angst und der Einsamkeit begleiteten Franz Kafka von früh

auf. Später machte er aus der Not eine Tugend; die Einsamkeit wurde für ihn zur Vorbedingung, der „ergiebigsten Richtung seines Wesens“, dem Schreiben, nachgehen zu können.

Aber trotz aller Ängstlichkeit, inneren Einsamkeit, „kalt phantastischen“ Art, wie er sich selber porträtierte (a. a. O., S. 204), war Kafka so allein denn doch nicht. Schon während seiner Schulzeit wissen wir von freundschaftlichen Kontakten, die ihm viel bedeuteten. Seinen Schwestern gegenüber konnte er spontan, sogar ausgelassen sein. Er inszenierte regelmäßig Theateraufführungen mit ihnen, las ihnen vor und fühlte sich dabei so frei wie selten sonst. Seine innige Beziehung zur Schwester Ottla ist bekannt. Aber auch jenseits der Familie gab es immer Menschen, die ihn liebten und verehrten; seine Korrespondenz war ausgedehnt und z. T. von größter Intensität. Die enge Freundschaft zu Max Brod währte ein Leben lang. Die Wärme, Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit seiner Gesichtszüge wird oft geschildert. Gleichzeitig wird zutreffen, was ein Klassenkamerad von ihm sagte: „Wir hatten ihn alle sehr gern und schätzten ihn, aber niemals konnten wir mit ihm ganz intim werden, immer umgab ihn irgendwie eine gläserne Wand. Mit seinem stillen, liebenswürdigen Lächeln öffnete er sich die Welt, aber er verschloß sich vor ihr ... Was mir im Gedächtnis haften geblieben ist, ist das Bild eines schlanken, hochgewachsenen, jugenhaften Menschen, der so still aussah, der gut war und liebenswürdig, der freimütig jedes Andere anerkannte und doch immer irgendwie entfernt und fremd blieb“ (zit. nach Wagenbach, 1958, S. 269).

Seine ursprüngliche Absicht, nach dem Abitur Literatur, Philosophie und Soziologie zu studieren, gab er bald auf und entschied sich, wahrscheinlich dem Wunsch des Vaters folgend, für das Jura-Studium. Es erlaubte — so Kafka — Gleichgültigkeit und verlangte lediglich, „daß ich mich in den paar Monaten vor den Prüfungen unter reichlicher Mitnahme von Nerven geistig förmlich von Holzmehl nährte, das mir überdies schon von tausend Mäulern vorgekaut war“ (zit. nach Wagenbach, 1964, S. 38). Ein Jahr, nachdem er das juristische Staatsexamen abgelegt hatte, bekam er eine Anstellung in der Arbeiter-Unfallversicherung. Dort blieb er, von Mitarbeitern und Vorgesetzten hoch geschätzt, bis zu seiner Pensionierung wenige Jahre vor seinem frühen Tod. Auf alle, die ihn nur oberflächlich kannten, machte er den Eindruck eines besonders freundlichen, humorvollen, ausgeglichenen und sanften Menschen — Eigenschaften, die in erheblichem Kontrast zu seiner Selbsterfahrung und zu dem, was in seiner Phantasie vor sich ging, standen. Seine Spannungen, Ängste, Entfremdungsgefühle und seine Unzufriedenheit bekamen nur die ihm Näher-

stehenden reichlich zu spüren. Besonders seine Beziehungen zu Frauen wurden von seinen widersprüchlichen Bedürfnissen und Gefühlen, seinen unlösbaren psychischen Konflikten, seinen Wiederholungszwängen überschattet und fast immer zerstört, wie man seinem Lebenslauf, seinen Dichtungen, seinen Tagebüchern und Briefen entnehmen kann.

Außerlich führte er ein ruhiges, konventionelles Leben, das nur gelegentlich von kurzen Reisen in die Schweiz, nach Italien, Paris, nach Deutschland, auch einmal nach Dänemark unterbrochen wurde. Er ging gern spazieren, ruderte, ritt und schwamm, liebte die Gartenarbeit, interessierte sich auch gelegentlich für Tischlerei etc. In vielem orientierte sich seine Lebensweise an seinem Gesundheitsfanatismus, der vor allem darin bestand, kein Fleisch und keinen Alkohol zu sich zu nehmen, sich genügend frische Luft zuzuführen, kurz, sich ein Gefühl körperlicher Reinheit und Naturverbundenheit zu verschaffen. Gleichzeitig zerstörte er seine Gesundheit. Er aß oft kaum, und sein nächtliches Schreiben ließ ihm wenig Zeit zum Schlafen. Aus diesen Gewohnheiten entwickelte sich später seine chronische Schlaflosigkeit.

Mit 31 Jahren, im August 1914, muß Kafka zum ersten Mal sein Elternhaus verlassen. Obwohl er sich dort so unglücklich fühlte, wäre er von sich aus wohl nie fortgegangen. Erst die Notwendigkeit, seiner ältesten Schwester und deren Kindern, die während des Krieges zu den Eltern übersiedelten, Platz zu machen, veranlaßte ihn, sich außerhalb des Elternhauses ein Zimmer zu suchen. Keines paßte ihm, überall störte ihn der Lärm. Nur im Hause seiner Schwester Ottla fühlte er sich zeitweilig wohl. Erst in den letzten Lebensjahren und nur wegen seiner Lungentuberkulose gelang ihm zeitweilig auch die Trennung von Prag. Als er 1917 erkrankte, empfand er dies im Hinblick auf seine inneren Bedrängnisse eher als eine Erleichterung — „bis dann unter der übermenschlichen Anstrengung des Heiratenwollens ... das Blut aus der Lunge kam...“ (1966 a, S. 205). Seit dieser Zeit war er nur noch vorübergehend bei der Versicherung tätig, lebte entweder bei seiner Schwester Ottla oder bei seinen Eltern in Prag. 1923 zog er für kurze Zeit nach Berlin.

Kafka heiratete nie; er verlobte sich zweimal mit Felice Bauer, löste diese Verlobung aber nach fünf Jahren endgültig. Ein weiterer Verlobungsversuch mit Julie Wohryzek scheiterte ebenfalls. Letztlich negativ, verlief auch die anfänglich besonders leidenschaftliche Beziehung zu Milena Jesenska. Nähe konnte er immer nur für kurze Zeit ertragen. Im zweiten Jahr seiner Freundschaft mit Milena versetzten ihn ihre Gegenwart, ja sogar ihre Briefe in einen solchen Zustand innerer Erregung, daß er sie bitten mußte, ihm weder zu schreiben noch ihn zu besuchen. Dennoch ließ er sie

seine Tagebücher nicht nur lesen, sondern auch behalten. Kleine Unstimmigkeiten sind für ihn von höchster Bedeutung. In einem Brief an Milena schildert er ihr seine erste sexuelle Begegnung mit einer Verkäuferin. Sie beging, wie er sich ausdrückt, eine „kleine Schmutzigkeit“, die er nicht näher beschreibt, die ihn aber dazu brachte, sich nach dem zweiten Zusammensein abrupt von ihr abzuwenden (1952, S. 181 f.).

Seine sexuellen Beziehungen zu Frauen waren überaus schwierig. Seine Schwester Ottla war wohl die einzige Frau, deren Gegenwart beruhigend auf ihn wirkte, deren Zärtlichkeit und Verständnis ihm immer willkommen waren. An Max Brod schrieb er im September 1917: „Mit Ottla lebe ich in kleiner guter Ehe; nicht auf Grund des üblichen gewaltsamen Stromschlusses, sondern des mit kleinen Windungen geradeaus Hinströmens.“ Oder: „Ottla trägt mich wirklich förmlich auf ihren Flügeln durch die schwierige Welt...“ (1966 a, S. 161 und 165). Heinz Politzer hat uns (1975) darauf hingewiesen, was Kafka unter dem „gewaltsamen Stromschluß“ verstand. In seinen Tagebüchern (1948, S. 226) nannte Kafka den Koitus eine „Bestrafung des Glücks des Zusammenseins“ (14. 8. 1913). Ottla machte er mehr und mehr zu seiner Mutter; im Jahr vor seinem Tod rief er nach ihr als seiner „großen Mutter“. Im September 1917 schrieb er an Max Brod: „Jedenfalls verhalte ich mich heute zu der Tuberkulose, wie ein Kind zu den Rockfalten der Mutter...“ (1966 a, S. 161). Trotz vieler verzweifelter Versuche gelang es Kafka nicht zu heiraten. Die Sexualität empfand er oft als etwas Angsterregendes, die „kleinen Schmutzigkeiten“ spielten dabei eine große Rolle. Er sprach von der „geplatzten Sexualität“ der Frau, ihrer natürlichen Unreinheit etc. (Tagebücher, 1948, S. 225). Daß ihn andererseits das „Schmutzige“ an der Sexualität besonders anzog, ließ unlösbare Konflikte in ihm entstehen. Viele der Frauen, zu denen er sexuelle Beziehungen einging, stammten aus den niedrigsten Sozialschichten und hatten mit mehreren Männern sexuelle Beziehungen; für sie war die Erniedrigung das tägliche Brot. Im letzten Lebensjahr lebte er mit Dora Diamant, einer jungen Ostjüdin, zusammen. Obwohl sie mehr als 20 Jahre jünger war als er, brachte sie ihm eine ähnliche mütterliche Zärtlichkeit entgegen wie seine Schwester Ottla. Vielleicht müssen wir annehmen, daß er nur als Schwerkranker sich erlaubte, die mütterliche Zärtlichkeit von Frauen nicht nur zu aktivieren, sondern auch anzunehmen. Jedenfalls fiel ihm zum ersten Mal der Entschluß, heiraten und Kinder haben zu wollen, nicht schwer. Er warb um Dora und wunderte sich, als der von Doras Vater befragte Rabbi diese ungleiche Ehe zwischen einer sehr jungen Frau und einem todkranken Mann ohne weitere Erklärung ablehnte.

Betrachtet man die gleichförmig sich wiederholenden Konflikte Kafkas und seine spezifischen, zum großen Teil abgewehrten Bedürfnisse genauer, so entdeckt man einen ihnen gemeinsamen Zug: seine unterdrückte, aber immer wieder durchbrechende Sehnsucht nach einer zärtlichen, alles verstehenden, ihn bewundernden und beschützenden Mutter. Seine symbiotischen Verschmelzungswünsche, die in seiner Todessehnsucht deutlich zutage treten, wurden immer dann neuerlich aktiviert, wenn sich in einer intimen Beziehung zu einer Frau erste Enttäuschungen, die bei seiner Überempfindlichkeit und Ambivalenz fast unvermeidlich erscheinen, anbahnten. Um sich gegen diese regressiven Tendenzen zu schützen, forcierte er seine Einsamkeitsbedürfnisse, die ihn freilich auf Umwegen symbolisch in den Mutterleib zurückführten oder die Identifikation mit der Mutter verstärkten. „Dieses Schreiben ist in einer für jeden Menschen um mich grausamsten Weise das Wichtigste auf Erden . . . wie einer Frau ihre Schwangerschaft“ (Brod [Hg.], Kafka, 1937, S. 313). Als erste Enttäuschungen und Entfremdungen zwischen ihm und Felice entstanden, schrieb er ihr: „Oft dachte ich schon daran, daß es die beste Lebensweise für mich wäre, mit Schreibzeug und einer Lampe im innersten Raum eines ausgedehnten, abgesperrten Kellers zu sein. Das Essen brächte man mir, stellte es immer weit von meinem Raum entfernt hinter der äußersten Tür des Kellers nieder. Der Weg um das Essen, im Schlafrock, durch Kellergewölbe hindurch wäre mein einziger Spaziergang. Dann kehrte ich zu meinem Tisch zurück, würde langsam und mit Bedacht essen und wieder gleich zu schreiben anfangen. Aus welchen Tiefen ich es emporreißen würde! Ohne Anstrengung!“ (Kafka, 1970, S. 250.)

Die Kafka-Biographen (Wagenbach, Brod und manche psychoanalytischen Autoren) beschäftigen sich vor allem mit Kafkas ödipaler und post-ödipaler Entwicklungsperiode. Sie führen seine Störungen auf die Unfähigkeit des Vaters zurück, sich in den Jungen einzufühlen, oder machen die spezifische Erziehung in der diesseitig ausgerichteten, wesentlich um Aufstieg und Erfolg bemühten Familie oder die Schulen verantwortlich, deren engherzige, einseitig auf die Vermittlung positiven Wissens orientierte, nationalistische Lehrer wenig Anziehendes boten. Auch das schwierige mütterlich-Löwysche Erbe — es gab dort viel Schwerkraft und Eigenbrötelei — wird herangezogen, um Kafkas seelische Not zu erklären. Kafka betont wiederholt, daß er sich mehr der Löwyschen Familie als den Kafkas zugehörig fühlte. Viele seiner Probleme führte er selbst auf sein Judentum zurück. Die besondere Situation der deutsch-jüdischen Minderheit, ihre sprachliche und menschliche Isolierung — sie gehörten weder zu den Deutschen noch zu den gläubigen Juden, lebten als Deutsche in

Feindschaft mit den Tschechen, waren als Juden dem Antisemitismus der Deutschen preisgegeben — wurde von Kafka lebhaft empfunden. Sein Vater interessierte sich für die jüdische Religion nur soweit, wie sie seinen Aufstiegsbedürfnissen diene. Es ist unübersehbar, wie sehr K. unter dem Defizit an glaubhaften Idealen gelitten hat, dem er durch seine Erziehung ausgesetzt war; das Gefühl der Leere in ihm und das der eigenen Sinn- und Wertlosigkeit wurden dadurch verstärkt.

Als er sich über seine Gefühle für Felice klar zu werden suchte, schrieb er am 14. 8. 1913 in sein Tagebuch: „Ich habe sie lieb, soweit ich dessen fähig bin, aber die Liebe liegt zum Ersticken begraben unter Angst- und Selbstvorwürfen.“ Woher aber stammte diese Angst, was war letztlich die Ursache seiner Selbstvorwürfe, die seine Liebes- und Lebensfähigkeit zu ersticken drohten?

Franz K. wird — wie jedes kleine Kind — Todeswünsche gegenüber Rivalen, die ihm die Aufmerksamkeit der Mutter frühzeitig entzogen, gehegt haben. Wenn solche Wünsche Wirklichkeit werden, und Franz erlebte den Tod seiner beiden Brüder, tragen sie oft zu dauerhaften untergründigen Schuldgefühlen bei. Schuldgefühle, die sich auf einsehbare, reale Ursachen nicht zurückführen lassen, spielen in Kafkas Leben und in seinem Werk eine hervorragende Rolle. Es soll nochmals daran erinnert werden, daß seine Mutter durch eigene kindliche Verlusterlebnisse vorbelastet war. Man kann daraus folgern, daß sie Schwierigkeiten hatte, den Tod der beiden Brüder zu verarbeiten. Die Identifikation mit der Mutter — er selber wird schwanger, gebiert Werke —, die wir als Folge des zeitweiligen emotionalen Verlustes der trauerabwehrenden depressiven Mutter ansehen, bedeutete auch die Verinnerlichung der mütterlichen Depression.

Es entwickelte sich jene „systematische Zerstörung meines Selbst“ — so Kafka selbst über die Folgen seiner Kindheitserlebnisse —, die er schließlich in eigener Regie „wie ein abscheuliches Folterwerkzeug“ fortgeführt habe. Das Interesse am Foltern, die Verwandlung von Qual in Lust finden wir an vielen Stellen seiner Schriften (in der „Strafkolonie“ wie in den Tagebüchern). „Heute früh zum ersten Mal seit langer Zeit wieder die Freude an der Vorstellung eines in meinem Herzen gedrehten Messers“ (Tagebucheintragung vom 2. 11. 1911; 1948, S. 97). „Ja, das Foltern ist mir äußerst wichtig, ich beschäftige mich mit nichts anderem als mit Gefoltertwerden und Foltern“ (Briefe an Milena, 1952, S. 54). Er litt schwer darunter, daß Angst, Gleichgültigkeit und Herzenskälte die Grundgefühle waren, die er Menschen gegenüber empfand. Die Fähigkeit, Schmerz und Trauer fühlen zu können, war ihm deshalb besonders wichtig. „Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr

schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder gestoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns“ (Brief an O. Pollak v. 27. 1. 1904; 1958, S. 27 f.). Er klagte viel: „Man erkannte meine Eigentümlichkeiten nicht an.“ — „Ich fühlte nur das Unrecht, das mir angetan wurde, ich ging traurig schlafen, und es entwickelten sich die Anfänge des Hasses, der mein Leben in der Familie und von da an mein ganzes Leben in einer gewissen Hinsicht bestimmt...“ (1966, S. 229).

Nach außen hin wirkte Kafka gleichmäßig, freundlich, tolerant und hilfsbereit; er selbst sah sich hingegen als einen Menschen, der mit einem gefährlich ruhigen Blick aus dem eigenen zusammenstürzenden Haus hinausblickt.

Den Charakter Kafkas habe Freud, meint Wagenbach, in grobem Umriss in „Trauer und Melancholie“ geschildert. Es ist wahr: Kafkas immer vorhandene Neigung zu schärfster Selbstkritik kommt der melancholischen Selbsterfleischung nahe. „Der Melancholiker zeigt uns noch eines, was bei der Trauer entfällt, eine außerordentliche Herabsetzung seines Ichgefühls, eine großartige Ichverarmung . . . Das Bild dieses — vorwiegend moralischen — Kleinheitswahnnes vervollständigt sich durch Schlaflosigkeit, Ablehnung der Nahrung und eine psychologisch höchst merkwürdige Überwindung des Triebes, der alles Lebende am Leben festzuhalten zwingt“ (Freud, 1916, S. 431 f.). In Kafkas „Brief an den Vater“ ist — wie auch in den Briefen an Felice — unübersehbar, daß hinter den Selbstanklagen Anklagen stehen. In seinem berühmten Brief klagt er nicht nur den Vater an, auch die Mutter wird infolge seiner tiefen Ambivalenz nicht verschont. „So hat man den Schlüssel des Krankheitsbildes in der Hand, indem man die Selbstvorwürfe als Vorwürfe gegen ein Liebesobjekt erkennt, die von diesem weg auf auf das eigene Ich gewälzt sind“ (Freud, ebd., S. 434). Wie beim Melancholiker bauen sich auch bei Kafka die Objektbeziehungen auf narzißtischer Grundlage auf. Es entstand „eine Identifizierung des Ichs mit dem aufgegebenen Objekt“. . . „so daß die Objektbesetzung, wenn sich Schwierigkeiten gegen sie erheben, auf den Narzißmus regredieren kann (ebd., S. 435 f.).

Noch eine andere Bemerkung Freuds trifft unmittelbar auf Kafkas Situation zu: „So hat die Liebesbesetzung des Melancholischen für sein Objekt ein zweifelhaftes Schicksal erfahren; sie ist zum Teil auf die Identifizierung regrediert, zum anderen Teil aber unter dem Einfluß des Ambivalenzkonflikts auf die ihm nähere Stufe des Sadismus zurückversetzt worden. Erst dieser Sadismus löst uns das Rätsel der Selbstmordneigung,

durch welche die Melancholie so interessant und so — gefährlich wird“ (ebd., S. 438).

In einem Brief an Max Brod vom Juni 1921 schrieb Kafka: „... denn die Verzweiflung war ja nicht etwas durch Schreiben zu beruhigendes, war ein Feind des Lebens *und* des Schreibens. Das Schreiben war hier nur ein Provisorium, wie für einen, der sein Testament schreibt, knapp bevor er sich erhängt. — Ein Provisorium, das ja recht gut ein Leben lang dauern kann ...“ (1958, S. 338).

Wenn man sich daran erinnert, welche Bedeutung in manchen Erzählungen Kafkas die Wunde hat, die sich nicht schließt, ja, von verschiedenem, unheimlichen, ekelerregenden Getier bewohnt wird, wird die folgende Bemerkung Freuds interessant: „Der melancholische Komplex verhält sich wie eine offene Wunde, zieht von allen Seiten Besetzungsenergien an sich ... und entleert das Ich bis zur völligen Verarmung; er kann sich leicht resistent gegen den Schlafwunsch des Ichs erweisen“ (ebd., S. 439 f.).

Nach John S. White (1967), dem bedeutendsten psychoanalytischen Biographen Kafkas, stand bei Kafka der Eros im Dienst von Thanatos; Kafka habe den Tod libidinisiert, der für ihn die Rückkehr in den Mutterleib darstelle. Darin liege der wirkliche Grund für Kafkas frühzeitigen Tod.

Die Ursache von Kafkas masochistischer Triebentwicklung sieht er in dessen spezifischer Verarbeitung des ödipalen Konflikts. Kafka litt unter der typischen Trennung von Liebe und Sexualität, die Freud als Abwehr einer ungelösten ödipalen Bindung an die Mutter beschrieben hat. Immer wenn sich bei Kafka eine sowohl psychisch wie sexuell intime Beziehung zu einer Frau anbahnte, wurde er von den Symptomen einer agitierten Depression überwältigt; Angstzustände und Schlaflosigkeit machten sein Leben dann zunehmend unerträglich. Alles, was auch nur symbolisch eine solche Beziehung repräsentierte, konnte diese depressiven Ängste auslösen.

In seinen Gesprächen mit Janouch (1951, S. 110) äußerte Kafka: „Die Liebe schlägt immer Wunden, die eigentlich nie richtig heilen, da die Liebe immer in Begleitung von Schmutz erscheint.“ Trotz dieser negativen Äußerung waren seine sexuellen Bedürfnisse zeitweilig sehr stark. Wir wissen von häufigen Besuchen in Bordellen, bei Prostituierten. Mit Max Brod besuchte er häufig Nachtlokale (Chantants), wo sich solche Beziehungen zu halbprostituierten Mädchen der Unterschicht anbahnten. Manchmal zöge ihn der Körper fast jeden Mädchens an, schreibt er an Max Brod, dann wieder berichtete er von seinen Gängen durch die Straßen eines Prostituiertenviertels und erwähnte, daß ihn gerade ältere Prostituierte anzögen, die am Tage, wenn er sie bei ihrer all-

täglichen Arbeit beobachtete, ohne jede sexuelle Attraktion seien. Gelegentlich, so im Roman „Das Schloß“, repräsentiert durch Frieda, brachen inzestuöse Wünsche durch. Auch in den „Fragmenten“ gibt es eine in dieser Hinsicht aufschlußreiche Passage: „Mutter?“ fragte ich lächelnd. „Wenn du willst“, sagt sie. „Du bist aber viel jünger als der Vater?“, sagte ich. „Ja“, sagt sie. „Viel jünger, er könnte mein Großvater sein und du mein Mann“ (1966, S. 316).

Bei Männern wie Kafka sind — so White — die ödipalen Wünsche vor allem Ausdruck für ozeanische Sehnsüchte nach Vereinigung mit der Mutter. Solche Sehnsüchte erweckte bei ihm jede Frau von neuem, wenn sie für ihn die Mutter darstellte. Sie waren auch die Basis für seine Unfähigkeit, die „reine“ desexualisierte Liebe mit der „schmutzigen“ sexuellen zu vereinigen. Für Kafkas symbiotische Verschmelzungswünsche gibt es genügend Belege. An Milena, die er verschiedentlich als Mutter ansprach, schrieb er z. B.: „Gestern habe ich von Dir geträumt. Was im einzelnen geschehen ist, weiß ich kaum mehr, nur das weiß ich noch, daß wir immerfort ineinander übergangen, ich war Du, Du warst ich.“ (Kafka, 1952, S. 233.) Im Gegensatz zu White meine ich, daß solche Wünsche der Abwehr der bereits einsetzenden Enttäuschungen dienten und bei Kafka nur dann auftraten, wenn z. B. Felice oder Milena nicht imstande waren, wunschgemäß auf ihn einzugehen. Felice war ganz deutlich eine Übertragungsfigur, die unerhörte Hoffnungen in Kafka erweckte. Die Briefe an sie aus den ersten Monaten erinnern in gewisser Weise an Freuds Briefwechsel mit Fließ. Canetti (1969) spricht von dem Dialog, den Kafka über Felice mit sich selber führte. Allerdings war Felice für Kafka in viel höherem Ausmaß ein ambivalent geliebtes Selbst-Objekt, als dies je für Freuds Beziehung zu Fließ zutraf. Kafkas Beziehung zu sich und seinen Selbst-Objekten, die eine Verinnerlichung der frühen Mutter-Kind-Beziehung und ihrer Funktionen darstellen, war bekanntlich äußerst störbar. Denn was als Verinnerlichung mütterlicher Funktionen seine früheste psychische Struktur gebildet hatte, war durch die — wie wir annehmen — latente, durch den Tod der Brüder verstärkte Depression der Mutter nicht geeignet, ein Gefühl der inneren Sicherheit und ein starkes Selbst entstehen zu lassen. Vielmehr liegt hier der Beginn seines Selbsthasses. Um einen neuen Anfang, vertrauensvollere Verinnerlichungen späterer Beziehungen leisten zu können, wäre von Felice Bauer ein Ausmaß an Empathie verlangt worden, wozu nur wenig fähig gewesen wären, sie aber sicherlich nicht. Kurz nachdem er sie kennenlernte, schrieb er „Das Urteil“. In seinen Tagebüchern liest man: „Die Geschichte ist wie eine regelrechte Geburt mit

Schmerz und Schleim bedeckt aus mir herausgekommen“ (S. 212). Als sie ihn nicht verstand, auf sein erstes veröffentlichtes Buch („Betrachtung“) nicht verständnisvoll einging, zerbrach dieser Versuch Kafkas, sich einer Frau gegenüber völlig zu öffnen. Seine Erwartung auf spiegelnde Bewunderung, völliges Auf-ihn-Eingehen und unmittelbares Verständnis dafür, was sein Schreiben, seine weiblichen Identifikations- und seine Wiedergutmachungsbedürfnisse unbewußt für ihn bedeuteten, wurde wieder einmal nicht erfüllt. Solange Hoffnung darauf bestand, schrieb er seine besten Erzählungen: „Das Urteil“, „Der Heizer“, „Die Verwandlung“. Als Felice als Übertragungsfigur versagte, das ersehnte Verständnis seiner Werke und Ängste nicht aufbrachte, scheiterte sein Versuch eines Neubeginns, einer Heilung seiner frühkindlichen Traumata. Was nachher kam, war endlose Qual, voller vergeblicher Bemühungen, doch noch eine Verbindung herzustellen. Diese Bemühungen glichen denen um die Beziehung zu seinen Eltern und gingen schließlich in Angst oder Gleichgültigkeit über. Die Enttäuschung über Felice erneuerte die qualvollen, meist selbstzerstörerischen Aggressionskonflikte.

Vergegenwärtigt man sich den Inhalt mancher seiner Erzählungen („In der Strafkolonie“, „Das Schloß“, „Die Verwandlung“, etc.), so überzeugt Whites Deutung, derzufolge Kafka die Urszene als sadistischen Akt verarbeitet hat, in dem die Mutter verletzt wurde, oder bei dem eine gegenseitige Zerstörung beider Eltern stattfand. Oft wird in seinen Tagebüchern und Werken der Koitus als sadistischer Kampf beschrieben. „Eines der wirksamsten Verführungsmittel des Bösen ist die Aufforderung zum Kampf. Er ist wie der Kampf mit Frauen, der im Bett endet“ (1966, S. 74). Die prägenital-sadistischen Impulse trugen zweifellos auch dazu bei, den Geschlechtsakt für Kafka so angsterregend und unbefriedigend zu gestalten.

Von vielen ist die Welt Kafkas als Vision dessen verstanden worden, was später in den Lagern und Krematorien Hitlers den Juden widerfahren sollte. Auch Kohut (1975) sieht in den Werken Kafkas die Darstellung einer zunehmend der Einfühlung unfähigen Welt. Kafkas Schilderungen einer entfremdeten, unüberschaubaren, unverständlichen und unwirklichen Welt stellen — nach Kohut — die vorherrschenden psychischen Probleme dar, mit denen der Mensch von morgen sich auseinandersetzen müsse. Kohut spricht bei narzißtischen Störungen — wie Kafka sie aufwies — von einer Fragmentierung des Selbst, die durch die falsche Empathie der Selbst-Objekte (der primären Beziehungsfiguren, meist der Eltern) verursacht würden. Von diesen pathogen wirkenden, später verinnerlichten Selbst-Objekten könne sich der narzißtisch gestörte Mensch nicht

mehr lösen, auch alle anderen mitmenschlichen Beziehungen gerieten in deren Sog. Das jeweilige Beziehungsobjekt wird nicht mehr in seiner Eigenständigkeit, sondern als ein Teil des Selbst wahrgenommen. Im „Brief an den Vater“ wird deutlich, daß für Kafka beide Eltern externalisierte, abgewehrte Komponenten des eigenen Selbst repräsentieren. Sein Versuch, Freunde als „Brücke zur Welt“ zu benutzen, um nicht ganz in sich selbst, in die eigene narzißtische Welt zu versinken, gelang nicht immer: Der Jugendfreund Oskar Pollock („Du warst neben vielen anderen auch etwas wie ein Fenster für mich, durch das ich auf die Gassen sehen konnte“ [Briefe, 1958, S. 20]) sah sich, im Gegensatz zu Max Brod, nicht imstande, diese Aufgabe zu erfüllen.

Hypochondrische Ängste als Zeichen einer Fragmentierung des Selbst waren bei Kafka ausgeprägt: Er litt an Angst vor Haarausfall, an Angst vor dem Verlust des Augenlichts; eine leicht deformierte Fußzehe war Ursache zahlreicher Klagen; Infektionsängste etc. beherrschten ihn. Die Klagen, mit denen er Brod, Felice und anderen zusetzte, waren zahllos; seine chronische Schlaflosigkeit und die häufigen schweren Kopfschmerzen sind bekannt. Auch seine übermäßige Hautsensibilität und seine übertriebene Lärmempfindlichkeit machten ihm zu schaffen. Alle diese Symptome steigerten sich bis zur Unerträglichkeit, wenn er versuchte, sich an eine Frau zu binden. Er schrieb dazu: „Das äußert sich darin, daß ich von dem Augenblick an, in dem ich mich entschließe zu heiraten, nicht mehr schlafen kann, der Kopf glüht bei Tag und Nacht, es ist kein Leben mehr, ich schwanke verzweifelt herum. (. . .), es ist der allgemeine Druck der Angst, der Schwäche, der Selbstmißachtung“ (1966, S. 216). Das trifft für Felice, vielleicht auch noch für Julie zu, aber nicht mehr für Dora; bei näherer Betrachtung scheint es sich bei diesem Zustand um die Folge seiner ihm selbst nicht bewußten enttäuschten Erwartungen zu handeln. Kafkas sich entwickelndes Selbst, läßt sich mit Kohut sagen, habe „infolge des Ausbleibens der notwendigen (spiegelnden) Reaktionen auf seine narzißtisch (-exhibionistischen) Bedürfnisse ein ungenügendes Maß jener narzißtischen Besetzung erhalten, die sonst kohäsionsstiftend und sichernd wirkt. Sein Drang, die innere Leere auszufüllen, um sich lebendig fühlen zu können, wurde deshalb überstark“ (Kohut, 1975, S. 105). Schon in den ersten Kinderjahren verspürte Kafka zeitweilig jene Fremdheit und Kälte, die er selbst später im Ton inneren Abscheus und bitterer Klage seinem Tagebuch anvertraute. Gleichzeitig schrieb er: „In mir selbst gibt es ohne menschliche Beziehung keine sichtbaren Lügen. Der begrenzte Kreis ist rein“ (zit. nach Wagenbach, 1964, S. 63). Der Wunsch, allein zu sein, den „Schmutz“ intimer Beziehungen nicht ertragen zu müssen, in die

Tiefen seines Selbst hinabzusteigen, blieb ein lebenslanger, seine dichterische Produktivität fördernder Abwehrmechanismus. „Zeitweilige Befriedigung kann ich von Arbeiten wie ‚Landarzt‘ noch haben, vorausgesetzt, daß mir etwas derartiges noch gelingt (sehr unwahrscheinlich). Glück aber nur, falls ich die Welt ins Reine, Wahre, Unveränderliche heben kann“ (zit. nach Wagenbach, 1964, S. 113 f.). Nur Ottla und Dora vermochten offenbar jene mütterlich-verständnisvolle Haltung und Nähe ihm gegenüber einzunehmen, die keine Konflikte in ihm hervorrief, sondern ihn beruhigte und seine Selbstachtung stabilisierte. Wurde nun die Kreativität, das „wirklich originelle Denken“, bei Kafka (wie Kohut es für jede Kreativität annimmt) vorwiegend von seinem Größenselbst und weniger von idealisierenden narzißtischen Energien gespeist? Handelte es sich bei ihm um eine narzißtische Neurose, die sich auf Grund eines narzißtischen Defizits, eines Mangels an narzißtischer „Spiegelung“ ausbildete, oder waren frühe Konflikte auch bei ihm die Ursache der Entfremdungsgefühle? White stellt die narzißtische Entwicklung Kafkas im Gegensatz zu Kohut als Folge schwerer Konflikte mit dem Vater dar. Auch Kernberg sieht eine enge Beziehung zwischen Narzißismus und objektbezogenen Konflikten. Nach seiner Meinung führen insbesondere sehr frühe, tiefliegende, konfliktgeladene Aggressionen zur Entwicklung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. Im „Urteil“ offenbare Kafka, so White, die beiden miteinander im Konflikt liegenden Teile seiner Persönlichkeit. Der Freund in Rußland stehe für völligen Rückzug, schieren Narzißismus, Georg für den Teil von Kafka, der seine Kontaktlosigkeit durch die Heirat mit Felice B. zu überwinden versuchte. Die Vaterfixierung seines zurückgezogenen Selbst, die hinter der Isolierung verborgene Sehnsucht nach dem Vater werden auf diesen projiziert; der Vater sehnt sich nach dem emigrierten Freund in Rußland. Kafkas untergründige homosexuelle Wünsche können nur projektiv geäußert werden: Er läßt den Vater gegen die eigene Braut wüten. Sowohl im „Urteil“ als auch in der „Verwandlung“ wird zuerst der Sohn als der Starke dargestellt, der den schwachen Vater unterstützt. Das alles erweist sich aber schnell als Trug, die Verhältnisse verkehren sich in ihr Gegenteil. Mit der Schwächung des Sohnes wird der Vater stark, ja fast allmächtig. Indem der Held beider Erzählungen sich selbst vernichtet, stärkt er die Familie, gleichzeitig genießt er aber, was besonders im „Urteil“ deutlich wird, die Selbstdestruktion und die damit verbundenen untergründigen Klagen gegen die Nächsten oder die „da oben“. Der Selbstmord wird also nicht vorwiegend als Schuldbestrafung dargestellt und nicht nur als eine gegen das eigene Selbst gewendete, im Grunde aber einem anderen geltende Aggression,

wie Freud es verstand. Bei Kafka steht die masochistische Libidinisierung des Suizids und seine Bedeutung als Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit der Mutter im Vordergrund. In einer an Brod adressierten Bemerkung verglich Kafka den Selbstmord mit einer „starken Ejakulation“.

Es würde den Rahmen dieser Betrachtung sprengen, sich auf eine ins einzelne gehende Diskussion der verschiedenen Narzißmus-Konzepte einzulassen. Was im allgemeinen an unterschiedlichen psychischen Erscheinungsformen unter den Begriff ‚Narzißmus‘ fällt, möchte ich aber kurz zusammenfassen; ich beziehe mich dabei auf die Arbeit von S. E. Pulver (1970):

1. Die sexuelle Perversion, in der das Individuum sich selbst zum Sexualobjekt nimmt;
2. ein bestimmter Modus der Objektbeziehungen, in denen die Zentriertheit des Subjekts auf das eigene Selbst die realen Aspekte der Objekte verzerrt oder die Grenzen zwischen Selbst und Objekt verwischt sind;
3. die verschiedenen Aspekte des Selbstwertgefühls: als gesunder Narzißmus wird das nicht abwehrbedingte Selbstwertgefühl bezeichnet, als krankhafter Narzißmus der Stolz aus Abwehrgründen.
4. ein frühes Entwicklungsstadium.

Ich möchte vorwiegend auf die narzißtische Entwicklungsphase eingehen, um meine Vorstellung von der Genese der psychischen Leiden Kafkas zu erhärten. Die narzißtische Phase umfaßt, grob gesprochen, die Periode, in der das Kind noch nicht zwischen Selbst und Objekt zu unterscheiden vermag. Mit etwa 18 Monaten hat sich die Verinnerlichung der Mutter, haben sich also die Selbst- und Objektrepräsentanzen so weit etabliert, daß sich langsam eine Objekt Konstanz entwickelt, mit deren Hilfe das Kind zeitweilige Trennungen von der Mutter ohne größere seelische Verstörung ertragen lernt. Ich verweise auf die Untersuchungen von Mahler und Furer, Spitz, James und Joyce Robertson. Von der Reife und dem inneren Zusammenhang der Selbstrepräsentanzen hängt auch die Entwicklung eines stabilen Selbstwertgefühls ab. Kafka erlebte im 2. Lebensjahr die Schwangerschaft der Mutter und die Geburt eines jüngeren Bruders. Man muß annehmen, daß die in jeder Beziehung übermäßig beanspruchte Mutter ihn in dieser Zeit — zumindest emotional — erheblich vernachlässigt hat. Die Vertiefung seiner Kontakt- und Verinnerlichungsstörung durch die Geburt eines weiteren Bruders und den Tod beider Brüder im Verlauf der nächsten drei Jahre kann als wahrscheinlich angesehen werden. Die spätere Psychopathologie Kafkas weist auf eine Störung in der Loslösungs- und Individuationsphase hin, wie Mahler sie beschrieben hat. Die Unfähigkeit zu trauern, die Unfähigkeit also, sich lang-

sam von den primären Objekten zu lösen, um neue Objektbeziehungen einzugehen, bestimmte lebenslang sein Verhalten. Er konnte sich von den Eltern nicht trennen, war unfähig zu heiraten und litt in ungewöhnlichem Maße unter Ängsten, tiefer Selbstunsicherheit, präödiptalen Aggressionen und Fixierungen. In seinen Objektbeziehungen blieb er — trotz aller Güte und Freundlichkeit — auf das eigene Selbst zentriert; die Grenzen zwischen Selbst und Objekt verwischten sich gelegentlich, ohne daß sich dabei jemals psychotische Realitätsverkennungen einstellten. Konflikte zwischen Hingabe, unmittelbarem Kontaktbedürfnis und leicht zu erregender Ambivalenz wurden mit regressiven Verschmelzungswünschen oder narzißtischem Rückzug beantwortet. Aggressionen wurden sexualisiert, Verluste suchte er mit Hilfe konfliktreicher Identifikationen zu bewältigen. Seine Selbstzentriertheit, seine schwer zu erfüllenden Hoffnungen und seine Ambivalenzprobleme wirkten sich vor allem auf seine Beziehungen zu Frauen aus. Ich nehme an, daß der Vater, der wohl trotz seiner tyrannischen Launen spontaner in seiner Kontaktaufnahme war, ihm ursprünglich die depressive Mutter ersetzen sollte. Äußerungen, in denen er seine Schriftstellerei mit Schwangerschaft oder Geburt vergleicht, lassen sich als unbewußte Wiedergutmachtungswünsche deuten, die darauf abzielten, seine beiden Brüder wieder ins Leben zu rufen, oder als Versuche, der Abhängigkeit von der allmächtigen Mutter durch Identifikation mit ihr Herr zu werden.

Was aber ist Kreativität? Die Psychoanalyse tat sich seit jeher mit diesem Begriff schwer. Ein neurotisches Symptom z. B. stellt ohne Zweifel eine psychische Neuschöpfung dar, wie auch der Traum, die Sublimierung, also die Verschiebung und Verwandlung eines Triebzieles. Ist das künstlerische Schaffen der Sublimierung gleichzusetzen? Stellen die Werke des Künstlers (auf anderer Ebene und multipliziert) die Erfüllung unbewußter Wünsche und Phantasien dar, die sich mit denen vieler anderer treffen, wie das von Freud und anderen Psychoanalytikern angenommen wurde? „Aber zum Unterschied von den asozialen narzißtischen Traumproduktionen waren sie (die Phantasiefriedigungen unbewußter Wünsche des Künstlers, M. M.-N.) auf die Anteilnahme anderer Menschen berechnet, konnten bei diesen nämlichen unbewußten Wunschregungen beleben und befriedigen“ (Freud, 1925, S. 90). Wirkliche Kunst, so Freud an anderer Stelle, beginnt mit der Verhüllung des Unbewußten (vgl. Nunberg et al., 1967). Untersuchungen von Brill, Bergler, Greenacre, N. N. Holland, Schönau und anderen haben gezeigt, daß weniger die Phantasieerfüllungen unbewußter Triebwünsche, als vielmehr ihre Verhüllungen und Umsetzungen das Wesen eines Kunstwerks ausmachen.

„Meine Geschichten sind eine Art von Augenschließen“, sagte Kafka zu Janouch (1951). Wie kan man aber die breite Wirkung von Kafkas Erzählungen verständlich machen, die doch fast alle Unheimliches, Grausames oder Unbegreifliches vermitteln und von denen viele sogar mit dem Selbstmord oder dem Foltertod des Helden enden? White versucht zu zeigen, daß sie trotz aller Grausamkeit, Verwirrung und Qual eine geheime libidinöse Trieberfüllung bieten. Der Tod symbolisiere für Kafka einen sexuellen Höhepunkt, er stelle sowohl die Erfüllung masochistisch-homosexueller Wünsche dar („Das Urteil“) als auch die Erfüllung ozeanischer Verschmelzungswünsche. White übersieht m. E., daß gerade diese Art phantasierter Trieberfüllung im Dienst der Abwehr angsterregender früher Todeswünsche gegenüber den Brüdern, später gegenüber dem Vater stand, daß diese Phantasien die überwältigenden Trennungs- und Vernichtungängste bewältigen sollten, die entstanden, als die nachgeborenen Brüder krank wurden und starben, und die Mutter — diesen Ereignissen entsprechend — sich emotional von ihm distanzierte. Der Vater zeigte für diese Situation von Mutter und Kind kein Verständnis, im Gegenteil, er verschlimmerte sie infolge seiner egozentrischen Einfühlungsstörung. Hier liegt m. E. der Ursprung von Kafkas Konflikten und Beziehungsstörungen und seiner damit verbundenen perversen Triebentwicklung.

Winnicott (1953) beschreibt die Fähigkeit, ein Übergangsobjekt zu bilden, als erste kreative Leistung des Kindes. Mit Hilfe eines solchen Objekts, das als Symbol der Mutter-Kind-Einheit angstmildernd wirkt, werden Autonomie- und Abhängigkeitswünsche gleichzeitig befriedigt. Das Unter-einen-Hut-Bringen anscheinend unvereinbarer Gegensätze in neuartigen und komplizierten Formen gilt für Stierlin (1976) als die Essenz des kreativen Prozesses überhaupt. Der Wert solcher Neuschöpfungen hänge davon ab, ob sich auf diese Weise private Probleme mit öffentlichen, reale mit illusionären etc. verbinden lassen.

Seine kreative Kulturfähigkeit setzt — so Winnicott — den Menschen instand, sowohl mitmenschliche Beziehungen aufzunehmen als auch allein sein zu können. Mißverständnisse zwischen Eltern und Kind, emotionale Vernachlässigungen, Verluste, kindliche Traumata etc. lassen sich mit Hilfe des symbolbildenden kreativen Prozesses besser bewältigen.

Kafka aber wurde — wie so mancher Künstler vor und nach ihm — ein Leben lang mit dem Konflikt zwischen Abhängigkeit und Allein-sein-Wollen nicht fertig. Ein Übergangsobjekt im Sinne einer kreativen Zusammenfügung gegensätzlicher Strebungen aufzubauen, Abhängigkeits- und Autonomiebedürfnisse zu vereinigen, gelang ihm offenbar nicht. Er blieb

an die Wiederholung selbstzerstörerischer Abwehr frühkindlicher Traummen und die daraus resultierenden regressiven oder perversen phantasierten Trieberfüllungen und unüberbrückbaren Verständigungsstörungen gebunden. Dennoch hatte sein Wiederholungszwang, soweit er sich in Schreiben umsetzen ließ, nicht den sinnlosen, gleichbleibenden Charakter traumatischer Neurosen. Mit Hilfe unerhört neuer, genial konzipierter Bilder und Phantasien, die auch die Phantasien und Gefühle zahlreicher Leser erreichten, konnte er die unheilbaren Mißverständnisse zwischen ihm und seiner Umwelt, insbesondere seinen Eltern, darstellen. Indem er niederschrieb, was ihm selbst unheimlich und kaum faßbar war, und dadurch eine Kommunikation mit potentiellen Lesern aufnahm, füllte sich seine innere Leere, unter der er sonst oft und schwer litt, so daß er sich in Zeiten der Produktivität fast glücklich fühlen konnte.

Die Vernichtung der meisten seiner Arbeiten, die er dennoch in seinem Testament forderte, mag Ausdruck dessen sein, daß von ihm aus gesehen letztlich alle seine Versuche, mit seinen unverarbeiteten Schuldproblemen, seiner Aggression und Liebesunfähigkeit fertig zu werden, die Selbstentfremdung und innere Selbstzerstörung zu überwinden, die Welt ins „Reine, Wahre, Unveränderliche“ zu heben, erfolglos geblieben waren.

Auch auf Kafkas Werke trifft zu, was Schönau (1976, S. 253) über Thomas Bernhard schrieb: „Der Text . . . aktiviert mithin . . . unbewußte Komplexe im Leser; als literarische Struktur stimuliert er zugleich die Abwehrmechanismen des Lesers gegen diese Inhalte.“ In Kafkas Arbeiten spielen Zukunft und Vergangenheit nur eine geringe Rolle. Seine Darstellungen haben etwas Zeitloses; wir werden mit einer permanenter Gegenwart konfrontiert, aus der es kein Entschlüpfen gibt. Kafkas Verwendung einer irrationalen und bildhaften *Psycho*-Logik, die dem Traumgeschehen und den aus dem Unbewußten aufsteigenden Komponenten der Symbolbildung vergleichbar ist, macht seine oft unheimlich direkte Darstellung des Grauens, der angsterregenden Triebwünsche, aber auch der unauflösbaren Verstehensverwirrungen zwischen den Personen seiner Werke zu einem für das Bewußtsein erträglichen Kunstwerk der Introspektion; in Form von Träumen, fiktiven Erzählungen, Mythen und Märchen wird hier die Wiederkehr des Verdrängten, die Darstellung des sonst Unerträglichen zugelassen. Das macht auch Thomas Manns Bemerkung verständlicher, der das Grauen in Kafkas Werken wegen der genauen Nachahmung der alogischen Narretei der Träume zum Lachen fand.

Ein Alptraum entsteht — so Freud — durch verbotene Wünsche, deren Erfüllung noch im Traum mit Angstentwicklung bestraft wird. Wie in einem Alptraum lassen auch Kafkas Erzählungen im Leser genügend

Angst entstehen, um die Wiederkehr verbotener Triebregungen zuzulassen, ohne doch überwältigende Schuldgefühle zu entwickeln. Die Allmachtsphantasien, die sich in allen Werken Kafkas finden, kompensieren die Ohnmacht der Opfer. Darüber hinaus sind die Leser in der Identifikation mit dem Autor Herr über Leben und Tod seiner negativen Helden. Psychische Selbstentfremdung von der Art, wie sie Kafka durchmachte, der die Wertnormen und Lebensformen seiner Umgebung akzeptierte, ohne sie innerlich gutzuheißen oder oft auch nur zu begreifen, sind nicht selten und können durch ein ähnliches Kindheitsschicksal wie das Kafkas ausgelöst werden. Tiefgehende Störungen im Kontakt zu den ersten Beziehungspersonen sind in solchen Fällen regelmäßig zu beobachten. Die meisterliche Schilderung seiner Selbstfindungsstörungen und der Unfähigkeit, sich gegen die als falsch erlebten Verinnerlichungen zu wehren oder sie zu integrieren, erklärt m. E. die breite Resonanz, die Kafka bei seinen Lesern fand. Von Unbewußtem zu Unbewußtem verstehen Autor und Leser einander unmittelbar; das Bewußtsein des Lesers aber wird durch die Art der Darstellung vor der Überwältigung durch eigene verbotene Wünsche, unerträgliche Ängste und Gefühle des völligen Verlorenseins bewahrt.

(Anschrift der Verf.: Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Myliusstraße 20, 6000 Frankfurt a. M. 1)

Summary

Psychoanalytic observations regarding Franz Kafka. — The author investigates the effect of typical traumata upon the development of Kafka's talent. The early death of his two brothers and the ensuing depressive reaction of the mother occurred at the beginning of his neurotic development. He experienced lifelong anxiety and loneliness, inner emptiness and sadomasochistic fantasies. His efforts to sustain lasting relationships to women failed because he was engaged in a utopian quest for a mother who would understand everything, admire, and protect him. He found relief and satisfaction only in his writing, in the literary formulation of his anxieties and desires, in the creation of communication with potential readers.

BIBLIOGRAPHIE

- Brod, M. (Hg.) (1937): F. Kafka, Tagebücher und Briefe. Ges. Schriften, Bd. VI. Prag.
 — (1974): Über Franz Kafka. Frankfurt/M.
 Canetti, E. (1969): Der andere Prozeß. Kafkas Briefe an Felice. München.

- Freud, S. (1916): Trauer und Melancholie. *GW X*, 428—446.
 — (1925): „Selbstdarstellung“. *GW XIV*, 33—96.
- Holland, N. N. (1968): *The Dynamics of Literary Response*. New York.
- Janouch, G. (1951): *Gespräche mit Kafka*. Frankfurt/M.
- Kafka, F. (1950): *Der Prozeß*. Frankfurt/M.
 — (1950): *Der Prozeß*. Frankfurt/M.
 — (1951): *Das Schloß*. Frankfurt/M.
 — (1952): *Briefe an Milena*. Frankfurt/M.
 — (1953): *Amerika*. Frankfurt/M.
 — (1961): *Die Erzählungen*. Frankfurt/M.
 — (1966 a): *Briefe*. Frankfurt/M.
 — (1966 b): *Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande*. Frankfurt/M.
 — (1967): *Tagebücher*. Frankfurt/M.
 — (1970): *Briefe an Felice*. Frankfurt/M.
 — (1974): *Briefe an Ottla*. Frankfurt/M.
- Kernberg, O. F. (1974): Zur Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. *Psyche*, 29 (1975), 890—905.
- Kohut, H. (1975): *Die Zukunft der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.
- Mahler, M. S. (1974): Symbiose und Individuation. *Psyche*, 29 (1975), 609—625.
 — (1975): On the First Three Subphases of the Separation-Individuation Process. In: *Psychoanalysis and Contemporary Science*. Bd. 3. New York. 295—306.
 — und M. Furer (1968): *Symbiose und Individuation*. Bd. 1. *Psychosen im frühen Kindesalter*. Stuttgart 1972.
 — F. Pine und A. Bergmann (1975): *The Psychological Birth of the Human Infant*. New York. — Dt.: *Die psychische Geburt des Menschenkindes*. Frankfurt/M. (Fischer). In Vorbereitung.
- Nunberg, H., und E. Federn (Hg.) (1967): *Minutes of the Vienna Society*. Bd. 2. New York.
- Politzer, H. (1974): *Das Kafka-Buch*. Frankfurt/M.
 — (1975): Kafka konnte geholfen werden. *Merkur*, 29, 1076—1079.
- Pulver, S. E. (1970): Narzißmus: Begriff und metapsychologische Konzeption. *Psyche*, 26 (1972), 34—57.
- Robertson, J., und J. Robertson (1975): Reaktionen kleiner Kinder auf kurzfristige Trennung von der Mutter im Lichte neuer Beobachtungen. *Psyche*, 29, 626—664.
- Schönau, W. (1976): Thomas Bernhards „Ereignisse“ oder Die Wiederkehr des Verdrängten. *Psyche*, 30, 252—267.
- Spitz, R. (1957): *Nein und Ja*. Stuttgart 1959 (Beiheft zur *Psyche*).
 — (1959): Eine genetische Feldtheorie der Ichbildung. Frankfurt/M. 1972.
 — (1965): *Vom Säugling zum Kleinkind*. Stuttgart 1967.
 — (1976): *Vom Dialog*. Reihe „Konzepte der Humanwissenschaften“. Stuttgart.
- Stierlin, H. (1976): Liberation and Self-Destruction in the Creative Process. In: J. H. Smith (Hg.), *Psychiatry and the Humanities*, 51—72.
- Wagenbach, K. (1958): *Franz Kafka. Eine Biographie seiner Jugend*. Bern.
 — (1964): *Kafka*. Reinbek b. Hamburg.
- White, J. S. (1967): *Psyche and Tuberculosis: The Libido Organization of Franz Kafka*. *Psa. Study Society*, 4, 185—251.
- Winnicott, D. W. (1953): Übergangsobjekte und Übergangsphänomene. *Psyche*, 23 (1969), 666—682.
- Wolfenstein, M. (1966): How is Mourning Possible? *Psa. Study Child*, 21, 93—129.